



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geist der Zeit

Arndt, Ernst Moritz

[Altona, 1806

Das Zeitalter und die Zeitgenossen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62091](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62091)

Das Zeitalter und die Zeitgenossen.

Wie mein Puppenspiel weiter geht, werden die Personen der kleinen Bühne immer bekannter, und da sie alle, die ersten mit den letzten, nicht nur zu Einem Spiel, sondern auch zu Einer Sippschaft gehören, so kommen euch, liebe Zuschauer, wegen der Ähnlichkeit mit den vorigen die folgenden schon halb wie Leute vor, die ihr irgendwo einmal gesehen habt; und ich kann sie den Tanz kürzer machen lassen, weil euch das ganze Spektakulum klarer wird, je mehr Charaktermasken abgetreten sind. Die kleinen Abschnitte der Aufziehung und Niederlassung des Vorhangs sind für eure Gemächlichkeit, um euch in der Lust keine Arbeit zu machen, welche die Lust verdirbt, und um euch Athem zu geben, über das Gesehene und Gehörte euch satt zu sprechen und satt zu lachen. Wie das Leben nur Ein Leben ist, so soll das

Spiel, so klein es ist, doch Ein Spiel seyn, und dünkt euch am Schluß, daß es das nicht ist, so macht es, wie Don Quixote in der Schenke, und haut allen meinen Königen und Kaisern und dem heroischen Teufel wie dem heroischen Bonaparte meinetwegen die Köpfe weg.

Zeitalter und Zeitgenossen in rechter Bedeutung sind Eins. Durch den Menschen geht die Zeit, ohne ihn würde sie still stehen. Man denkt, wie man das Wort Zeitalter ausspricht, an das Thun und Leiden von Menschen in einem gewissen Raum von Jahren. Das allgemeinste Leiden und Wirken der Menschen, was als das bestimmte Bild von allem endlich oben schwimmt, wenn das Kleine und Vorübergehende in der wilden Zeitfluth mit untergeht, heißt Zeitalter. Aber der Mensch kann sich auch nach einem Dualismus betrachten, der freilich nur ein Schein ist, aber ein so täuschender Schein, daß man sicher darnach leben und urtheilen, und sich bei der Täuschung ganz wohl befinden kann. Es ist die Täuschung, von welcher ich oben sprach, *о дапу. въ*
каѣ

καὶ τὸ θαυμάσιον: jenes Gefühl, nach welchem man sich bei einer ruhigen Ansicht des Lebens zugleich als das Schaffende und das Geschaffene dünkt, jene Heiterkeit der Betrachtung, wo uns das Leben aus seiner verwirrenden Fülle losläßt und das gewaltige Verhängniß zurücktritt. Ohne also jene ewige Wahrheit zu leugnen, daß jeder Mensch im Leben nur in Einheit sey, wirke und vergehe, daß sein Widerstand und seine Willkühr gegen und unter der Nothwendigkeit nur scheine, so kann doch das Schöpferische und Göttliche seines Wesens, was in den dienenden Leib der Erde mit eingeknetet ist, seinen Ursprung nicht verleugnen. So groß ist die Gewalt des Himmlischen, daß in seligen Augenblicken, die wohl an einen früheren Zustand mahnen, die irdische Nothwendigkeit bloß Zufälligkeit scheint, und der Gott im Menschen, selbst gefesselt, der Dinge Herr ist. Nach diesem scheinbaren Dualismus stellt der Mensch sich selbst oder die andern Menschen einzeln hin, entweder jeden für sich oder zusammen ihr Wesen treibend; das aber, was sich in ihnen und durch sie nur

nur bewegt, was in ihnen und mit ihnen nur Eins ist, den Geist und allgemeinen Schwung ihres Lebens stellt er außer ihnen hin, gleichsam als eine Kraft, die sich um sie bewegt und wechselnd auf sie eindringt oder von ihnen abgelöst, je nachdem sie dieselbe auf sich wirken lassen oder zurücktreiben. Er nimmt also die Kraft, die aus ihnen allen hervorgeht und mit ihnen allen fortgeht, die er aus sich allein erklären kann, weil ja alle darin sind und leben, und denkt sie als eine Kraft außer ihnen. Zu diesem natürlichen Bahn hat jeder edlere Mensch die Neigung, und kann sogar mit großer Klarheit des Bewußtseyns ohne Widerspruch in ihm existiren, denn in der Idee ist der Mensch auch über und außer dem Leben.

Weil wir denn spielen und mit Erscheinungen und Bildern zu thun haben, so stelle ich mich mitten in diesen Schein und nehme das Zeitalter und die Zeitgenossen als zwei Dinge außer einander, die einander bearbeiten und auf einander wirken, denn so erscheinen sie wirklich. Das Zeitalter wird in diesem Sinn bloß Erscheinung und kann nur so dargestellt

werden; durch die Zeitgenossen wird seine Bedeutung nachher weiter erklärt.

Man spricht so in den Tag hinein mit Altenweiberensfällen: wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, der hat für Jahrhunderte gelebt. Das ist nur eine Verwunderung über die Zeit, allenfalls auch Eitelkeit, bei vielen auch wohl Gefühl des seltenen Unglücks, was diese Jahre bedeutend machte. Bei den Meisten ist es eine selbstgefällige Eitelkeit. Sie meinen, es seyen so ungeheure und große Dinge geschehen und geschehen noch, sie haben in diesen beiden Decennien so viele Lehren und Erfahrungen gehabt, als sonst nur Jahrhunderte hätten geben können. Den Blinden kann man das verzeihen, der Weise wird die Zeit nicht groß und edel nennen. Aber über etwas Anderes wundert er sich, woran diese Staunenden gar nicht gedacht haben, woher sie mit einer großen Naivetät ihr Gefühl wahr aussprachen, aber unrecht erklärten. Das Zeitalter ist auf der Flucht und führt seine bedeutenden Bilder in einem so schnellen Wech-

fel vorbei, die Zeitgenossen aber sind die Stauenden und Saffenden, welche unbeweglich stehen und anstaunen und nichts begreifen können. Aber der rasche Wechsel giebt ihnen gleichsam das Gefühl einer endlosen Zeitenlänge, die sich vor ihnen abrollt, um desto mehr, da sie, die Erstarrten, nicht mit fortgehen und also gar kein Maas von Zeit mehr haben.

Die Zeit ist auf der Flucht, die Klügeren wissen es lange. Ungeheure Dinge sind geschehen, große Verwandlungen hat die Welt still und laut, im leisen Schritt der Tage und in den Orkanen und Vulkanen der Revolutionen erlitten; Ungeheureres wird geschehen, Größeres wird verwandelt werden. Geh zwanzig Jahre zurück, Du, der eine klare Erinnerung der Vergangenheit hat, durchlaufe sie mit deinen Gedanken und Empfindungen. Es ist, als wenn du in einem wundervollen Traum wärest, wo Ungethüme und Irregestalten dich umringen, wo durch endlose Wüsten tausend Wege laufen, von welchen alle dich bekannt dünken, und du doch auf jedem zu verirren fürchtest. Endlich kömmt die Katastrophe, du mußt einen

Weg nehmen. Siehe! da fliegen eine Unend-
 lichkeit von ahnungsvollen und unnenkbaren
 Bildern vor und hinter dir, verdüstern das
 Licht und den Weg, und werden endlich zu
 Schreckengestalten mit Schnäbeln und Klauen.
 Ohne Pfad, ohne Hülfe verzweifelst du, bis
 die Angst dich von dem Schlaf und dem Traum
 erlöset. — Frage dich, kluger Mann, der
 die Welt und ihr Schauspiel mit lieben und kla-
 ren Augen sehen kann, glückliches Sonntags-
 kind, frage dich über diese verhängnißvollen
 Jahre. Es ist nirgends ein Ruhepunkt noch
 ein sichtbares Ziel. Die Meisten glauben schon
 viel gethan und erlitten zu haben, und hoffen
 nun bald in einem neuen Anfang zu wandeln.
 Die Glücklichen, daß sie nicht sehen! Geh
 doch nur zurück, du Lieber, zum Urtheil und
 zur Deutung der Zeitgenossen. Mit wie vie-
 len Dingen glaubten sie auf dem Reinen zu
 seyn! wie vieles priesen sie als das Zeichen und
 die Weissagung einer glücklichen Zeit, und ste-
 he! es ist Verwirrung und Nichts geworden.
 Und das Spiel dieser zwanzig Jahre, der
 Wechsel der Dinge und des Urtheils wie bedeu-

tungsvoll! und sie begriffen nicht, was sie sehen konnten? Wie viele Götzen haben diese Jahre auf den Thron gesetzt, und wie viele sind wieder herabgestürzt! Ich rede hier nicht von der politischen Revolution, obgleich auch sie genug zu denken und zu sehen giebt. Sie ist das kleinste Ding unter den großen, ist nur wie ein einzelner Donnerschlag aus einem ganzen Himmel voll Gewitterwolken, die ihre Ladungen noch nicht heruntergeschickt haben; sie scheint nur groß, weil sie so viele Unglückliche und neue Kaiser und Könige gemacht hat, die aber in diesem Größenmaße kleinen Zeittröpfchen gleich sind. Nein, das was wirklich herrlich und groß war, nicht bloß schien, was das Geschlecht in seinem eigensten Leben und Wirken ergriff, große Erfinder, große Geister, liebliche Künstler, vergötterte Führer und Lichter ewiger Jahre — alle mit ihren Thaten und Wirkungen wie nicht da gewesen und vergessen, und ein Geschlecht auf ihren Schultern, das eben so schnell verschwindet. Es zeigt sich das Große in dem Kleinen. Fangt an von euren Schuhen und Bändern, von eu-

ren Mädchen und Weibern, von euren Demokrationen, Republiken und Kaiserthümern und geht vorwärts zu dem Großen, zu den geistigen und sittlichen Revolutionen der Menschen in Neigungen und Strebungen. Wenn ihr da sehet, daß alles Jüngste, Schönste und Herrlichste schnell altert und keine Spur läßt, wie das Schiff im Meer und der Flügel in der Luft; wenn ihr selbst euch alt geworden fühlt, ohne daß ihr gelebt habt — so begreift ihr den Sinn der Brandung, mit welcher das Zeitalter sich unaufhaltfam Woge auf Woge bricht, ohne Maas und Gefühl. Der Geist der Zerstörung ist frisch, Kampf ist am meisten, wo es am stillsten scheint, und das Alte wird in Trümmern vergehen.

Also die Zeit im Lauf und die Zeitgenossen im Stillstehen, dies war das Allgemeinste zwischen beiden, was wir fanden, wenn wir dem Schein folgen, der uns nur die Erscheinungen weist. Still stehen die bewegenden Kräfte der Welt, und deswegen rennt das Zeitalter so. Denn der Mensch,

die Majestät in der Natur, so weit sie unter einem Verhängniß steht, hat entweder sein Werk mit ihr vollendet, oder er ist ermüdet und sieht ein, daß er eitel nichts gethan hat und eitel nichts hält. Etwas Aehnliches muß ihm begegnet seyn, denn aus Kleinem kann kein so langes Erstaunen kommen.

Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet, als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem andern Leben nach diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige irdische Instinkt war aus der Jugendwelt noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zu.

rück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christenthums auf Erden. Aber schwer war die irdische Masse und tief darein verwachsen das vom Aether stammende Göttervolk. Manches Jahrhundert arbeitete und disciplinirte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlisch baute, und er mußte seine Arbeit wieder von vorne anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger und der Sieg schien da zu seyn. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörperert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug! Ich will ein Gleichniß sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Uebel ist dir durch die Lebensäfte bis in das innerste Mark gedrungen, du kümmerst zu mir, dem Arzt; ich verspreche dir Hülfe und treibe wirklich das Uebel aus; aber die Mittel sind so drastisch, daß auch das Mark mit ausgefogen und ausgeschwitz ist. Du bist dieses Uebels genesen,

aber die alte Gesundheit kömmt nimmer wieder.
 Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rücksällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Göttersohnes zwischen Himmel und Erde erwürgt ward; aber zu sich, zu seinem lichten Aether hat der Erhabene sie noch nicht hinaufheben können. So weiden sie nun kümmerlich ohne Genuß und Begierde auf der Erde, die meist ihre milde Mutter war und ihnen nun nicht mehr angehört, und sehen lechzend nach dem Himmel auf, an welchen sie nur mit der Sehnsucht reichen, den zu erstiegen ihnen aber der Muth fehlt. So steht das Geschlecht der Zeitlebenden, arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Es ist der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor.

So stehen die Armen nun ohne Leben im Leben und was sie einst selbst waren, scheint nun etwas Fremdes zu seyn und umbraust sie als Schicksal mit seinen Wogen. Sie stehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde.

Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Ufer findet Grund.

Aber der Muth trägt darüber oder stürzt sich hinein und schwimmt erquickt durch die Flammen, wie der Ermattete sich in der kühlen Welle erfrischt. Heroismus nur wird den Zauber lösen, aber er löset ihn leicht. Wie wir aus den Biegen erwachen zum neuen Leben mit allen den süßen Trieben und Nachgefühlen einer früheren Zeit, aber doch von dem Traume keine Ahndung haben, der uns in das Neue hinüberführte, so wird es den Mitterlichen seyn nach diesem Durchgange. Denkt an die Drachenbezwinger und Erlöser der Jungfrauen und

Prinzessinnen von Niesen und Zauberern. Ihr Muth führte sie über brillantene Spinnewebers Brücken und durch Löwen und Ottern. Der Zauber ward nichtig vor den Starren. Aber das gegenwärtige Geschlecht ist klein und verzagt. Es wird und kann den Todesprung nicht wagen. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkömmt, und durch langsame Quaal wird es des Todes sterben zur Verjüngung.

Sie sind zu schwach und können nicht dafür. Ich will euch sagen, wodurch sie es sind, ich will euch zeigen, wie sie sind, und ihr werdet diese fürchterliche Wahrheit begreifen. Wie sie durch den nothwendigen Gang des Schicksals und durch die Zeitbildung zermürbt, zerstoßen und abgeflacht sind, habe ich vorher gewiesen. Wie einige große Naturforscher glauben, daß nach Jahrtausenden alle Berge und Hügel verschwinden werden und die ganze Erde nur Eine große Fläche seyn wird ohne Wechsel von Luft und Muth, von der Schwere und von Nebeln gedrückt; so ist es dem Geschlecht ergangen, es ist zur Gleichheit der Erbärmlich-

keit gekommen, weiß, daß es klug ist, aber fühlt, daß es nichts kann. Die Kraft von innen, der Troß des Gefühls, der mächtigste von allen, ist dahin. Wo der Druck aufhört, ist der Gegendruck fürchterlicher und das Gleichgewicht der Kräfte ist unmöglich. Es war eben kein schöner Zustand für die Europäer, der vom ersten bis achtzehnten Jahrhundert, aber es gab doch Kampf und einzelne lustige Erscheinungen in diesem Kampfe. In dem letzten Jahrhundert ist durch der Menschen Entzernung und Zerstückelung viel Häßliches und Unmenschliches entweder neu geworden, oder hat sich doch herrschend recht entwickelt und steht desto abscheulicher da, weil das Zeitalter sehr klug ist zum Urtheil.

Ich nenne euch, was ganz Europas Weh ist, das Schlimmste von dem Schlimmen. Wie die größten Berge endlich den Quellen und Strömen nachstürzen, die sich aus ihren Füßen ergießen, so drängt die ewige Schwere des Herrschens unaufhaltsam weiter, je weicher sie die Dinge findet. Denn die Herrschaft wirkt nach ewigen physischen Gesetzen, wie die

Luft und das Wasser. Ihr kurz ausgesprochenes Gesetz ist: ich herrsche, wo ich kann und das des Beherrschten: ich diene, weil ich muß. Die Regierungen haben in den letzten Jahrhunderten alles gekonnt, die Republiken sind vernichtet, die Monarchien sind größtentheils Despotien geworden. Im Orient hat das doch auch seine Vortheile. Die Staatsmaschine geht dort freilich etwas dumm und unbehülftlich, aber doch einfach, ihren Gang und gebraucht nicht so vieler Meister, Helfer, Lenker und Ausbesserer. Hier aber ist alles anders, weil Despotismus hier kein Naturgewächs ist, wie dort häufig. Man thut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn man langsame Schlaueheit, schleichende Absicht, schändliche Betrügerei voraussetzt, wodurch es geworden seyn soll, wie es ist. Der alberne Glaube, als wenn Klugheit und List der große Grund der Weltregierung wäre, hat diese Beschuldigung erzeugt. Nein, diese allmächtige Klugheit ist nirgends in der Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere Gründe hat. Sie ist aus den hohlen Köpfen

und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunstet, die von Rathedern Weisheit peroriren oder hinter den Schreibischen der Minister und Könige die unverstandenen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß, was die Welt zusammenhält, durch die Feder und Singer laufen lassen. Die Sache ist ganz einfach, Die Herrschaft ist vorgedrungen, wie der Widerstand ausgewichen ist, und die Regierungen sind geworden, was sie sind, ohne soviel dabei gedacht zu haben, als man sie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten Ordnung der Kräfte herrschte und herrscht die Klugheit allerdings mehr, als sie sollte, nemlich in den Instrumenten der Herrschaft, und grade dies ist der beste Beweis, daß die Regenten von Anfang an nichts so Böses gemeint und gewollt haben, als man sie gewöhnlich meinen und wollen läßt.

Der Europäer ist das denkende, der Orientale das genießende Wesen; der allgemeinste Unterschied des mäßigen und des heißen Himmelsstriches. Auch in der früheren Zeit, als die Griechen, Etrusker und Römer herrlich wa-

ren, als Mensch, Natur und Leben noch mehr in Einheit bestanden, herrschte in Europa das gedachte Gesetz und der wechselnde Wille in Sitten und Weisen für den ewig bestimmten Bahn und die bleibende Sitte der Orientalen; der Europäer hatte die bewegliche Kunst, welche die großen Wechsel und Spiele des Lebens auch in die Zukunft hineinspielt; die Kunst des Orientalen ist von jeher in ihren Bildern die erstarrte, in ihren Gedanken die schauende gewesen. Hier war also von Anfang an Bewegung und Mannigfaltigkeit Urtrieb, dort Erstarrung und Einsörmigkeit. Hier war die Verwickelung der irdischen Dinge von jeher vielfacher und verflochtener und also auch die große Kunst der Künste, das Regieren. Jemehr früherer Alter Kraft und Einsicht zerrann, jemehr der Menschen Schlaueit, Schwäche und Verderben wuchs, jemehr in der mittleren Zeit die irdische und himmlische Ziehkraft der Bildung im Widerstreit war, destomehr mußten der äußeren Instrumente werden, die wankenden und getrennten irdischen Dinge zu stützen und zu binden. Wie dieser Widerstand nach-

her tramer weiter ging, wie der Scharfsinn und die List und Künstlichkeit bis ins Unendliche wuchs, wie jeder mit sich und seinen kleinen Dingen künstelte und zu machen glaubte, was die ewige Natur macht, da fuhr dieser Wahn auch in der Regenten Köpfe. Die meisten gut meinend, einige auch arglistig gingen gleich mit der Zeit und so ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Geschicktesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verküpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit sich loszuwickeln sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so seyn; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin,

Klugheit und List regieren nun wirklich die Welt. So ist Despotismus gekommen zufällig, nicht absichtlich, aber die Wirkungen haben dieselben seyn müssen. So ist es dahin gekommen, daß seit den letzten hundert fünfzig Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; sie hat regiert, weil man geglaubt hat, sie regiere. Dies haben die Gescheuteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen, heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majestät und weil sie doch die Klugheit am Klügsten hinstellen konnten, so konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht sündigen und mußten dieser zu Gefallen thun, was sie haben wollten. Hieraus erklärt sich Friedrichs des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er seine Feinde beherrschte. Großen Menschen kömmt aus ihnen selbst die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrschung, denn eben Einfalt ist aller Größe Grund.

Alein nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der

neueren Zeit, woraus allmählig Despotismus
 geworden ist, sondern auch schwer belastet.
 Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge
 der Zurüster, Helfershelfer und Diener der
 Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer
 pflügen und der Bürger schwitzen, und doch
 könnte man sicher in den meisten Ländern zwei
 Drittel von ihnen austreichen und sein Wun-
 der würde man sehen, wie die Dinge sich wohl
 besser hielten und trügen, als mit allen diesen
 Lückenbüßern, Altflückern, Ausrufern und
 Häschern der Regierungen. Fangt an von
 dem neuesten Imperator und seiner feigen Hor-
 de von Trabanten, Knechten, Schmeichlern
 und Spionen, wie ungeheuer ist der Staat,
 den die Nationen halten müssen, ungeheuer,
 wenn man ihn an den der nächsten Jahrhun-
 derte hält, ungeheurer, wenn man an das
 denkt, was im Mittelalter war! Dazu zähle
 ich nun die andern größten Plagen auf, ohne
 an die physischen Krankheiten zu denken, von
 welchen Europa in den letzten Decennien ge-
 zuckt hat.

Das schlimmste aller dieser Uebel ist die schreckliche Menge der stehenden Heere. Ich weiß wohl, daß man aus ihnen Zucht, Moralität, Aufklärung, Industrie und Gott weiß, welche Glückseligkeit und Bildung hat herleiten wollen; aber hat nicht der Teufel selbst seine Vertheidiger gefunden? und wer möchte es ihm absprechen, daß er nicht zu etwas gut gewesen sey? Ich aber für meine Person habe doch nicht gern mit dem alten Feind zu thun. Das Mittelalter in seiner Unhuld, noch mit dem halben Thierpelz der Barbarei bedeckt, von Pfaffen verdüstert, von stolzen Feudalherren niedergestreten, sieht wüst und widerlich genug aus. Hungersnöthe, Pest, Ausfaß, Kwaren, Ungern und Mongolen kehreten es genug um. Aber haben wir denn nicht Pesten, Hunger und Mongolen genug, nur unter andern Namen? Jenes Unglück war vorübergehend; Europas Plage ist seit zwei Jahrhunderten stehend gewesen. Damals wuchs mancher Staat, manches Völkchen im Schirm der Freiheit und Tapferkeit herrlich auf und ihre Blüthen wurden goldene Früchte, die kommenden Zeiten zu

erfreuen. Mit der Reformation kam Ordnung und Zucht, die kleinen Tyrannen wurden zerstört, damit große würden; was vormals einzeln plagte, drückt jetzt allgemein. Jeder weiß die merkwürdige Zeit, wo die Fürsten anfangen sich zu fühlen, es war in den fünfzig Jahren, die der Reformation vorhergingen. Man hat sich gebalgt, so alt das Menschengeschlecht ist; Eroberer und Usurpatoren, das häßlichste Geschmeiß, was die Erde geboren hat, haben oft ihr Glück und ihren Frieden umgekehrt. Auch das Mittelalter hatte solche Helden; aber den Despoten und Weltstürmern fehlten die Mittel, die Völker zehn oder dreißig Jahre für ein Nichts zu bewegen und sich todtschlagen zu lassen, was man ihre Ehre und Größe nennt, wobei sie aber sehr schlecht und sehr unglücklich werden. Man lag einige Monate im Felde, schlug sich, belagerte und nahm ein paar Städte und ging dann zu Hause; so trieb man das Ding einige Jahre matt hin und dann war Friede, weil niemand Lust hatte ins Feld zu ziehen. Freilich einzelner Völker Haß machte Ausnahmen und gab längeren und blutigeren

Streit; aber in der Regel waren die Heere klein von 10000 bis 30000 Mann, sie trieben es wohl wild und rauh, aber so konnten sie die Völker nicht bearbeiten, als die jetzigen Hundertraufende mit planmäßigen Plünderungen. Heere von 80000 bis 100000 waren damals Wunder und liefen wie alle Wundererscheinungen gewöhnlich bald aus einander, weil man die Kunst noch nicht kannte, sie von den Völkern unterhalten zu lassen. Wilde Barbaren, die noch nicht zu Europa gehörten, konnten wohl zuweilen Schrecken darein bringen, aber sonst waren die politischen Wechsel unbedeutend, verglichen mit dem, was sich in den letzten Jahrhunderten begeben hat. Auch die Hierarchie, welcher man manches Unrecht und Unheil auf den Hals geschoben hat, brauchte die Schrecken der Religion oft wirksam zum Schutze der Gerechtigkeit und setzte unter den Völkern oft besser das Maas, als das, was man seitdem System des Gleichgewichts genannt hat. Mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts trat ein neues Zeitalter ein. Die Hierarchie hatte durch die Schuld der Zeit

und durch eigne Sünden ihre Majestät und Furchtbarkeit verloren. Gesetze, welche den Fürsten Kraft gaben, hatten den Uebermuth der Fehderäubererei gebändigt und durch Vertrauen und Dankbarkeit der Völker die Fürsten mächtig gemacht. Um der kleinen Herren und Städte Herrlichkeit war es vollends gethan, als das Schießpulver die Kriegskunst veränderte, Burgen und Mauern lagen nun leicht in Schutt. Zu großen Abentheuern und Revolutionen war die Zeit reif; eine herrlichere haben die Europäer nie gehabt, als die von 1480 bis 1530. Wie drängen sich die großen Dinge und ihre Erinnerungen und wie arhemlos gucken wir Pygmäen zu der Höhe der Heroen auf. Die Buchdruckerkunst, Kolon und seine neue Welt, der Gebrauch des Schießpulvers, die Fahrt nach Indien, Italiens Kunstblüthe, die Reformation, dazu die großen Genien, Erfinder und Helden, ein kühner, tapferer Muth im Volke, ein ritterlicher Sinn im Adel, Majestät noch mit Kraft und Weltinn bei den Königen und Fürsten — o es ist so herrlich, daß einem das Herz brennt bei dem Gedanken.

Aber auf dieser hohen Spitze, in diesem herrlichsten Kampf und Gewimmel aller Kräfte war auch die Gränze. Von hier ist es reißend abwärts gegangen bis auf den letzten Tag, den wir verlebt haben. Die Fürsten gebrauchten die rüstigen Männer zum Krieg — ach! wie wenige Weise und Glückliche haben die Menschen zu etwas Besserem gebraucht! — und die Wuth ging an Eroberungen zu machen, Monarchien zu stiften und seiner Naturgränzen Abbrändungen zu suchen. Weil die Fürsten in dem Kampf mit den Magnaten in den vorigen Jahrhunderten das Volk allmählig zur Einheit zusammengeschlagen hatten, so konnten sie dem Ganzen leichter eine Bewegung geben, sie konnten auch vom Volke mehr nehmen, ohne es zu sehr zu drücken. So wurden die Kriege länger, die Heere durch Gewohnheit allmählig stehend und an die Person des Regenten gewöhnt als seine Leute und nicht als die des Volks. Mit den Heeren bekam der Fürst so immer mehr die Macht in die Hände, des Ganzen besser Herr zu werden und zugleich die Heere zu vermehren. Doch bis auf den drei

Bigjährigen Krieg waren in Friedenszeiten 25
 bis 40000 Mann die höchste Zahl stehender
 Soldaten in Staaten, die jetzt 300000 bis
 400000 unterhalten. Nach dem dreißigjäh-
 rigen Kriege ward alles anders. Frankreich
 stand da als der mächtigste Staat, das Volk
 war im vollen Wuchs und Gefühl seiner Kräfte,
 ein mittelmäßiger König, der durch Re-
 präsentation und Liebenswürdigkeit ein treffli-
 cher Franzosenkönig war, hatte den Ehrgeiz
 ein Eroberer zu heißen und ward durch seine
 großen Feldherren, durch seinen abscheulichen
 Minister Louvois, durch seine Jesuiten, ja so-
 gar durch seine Hofpoeten, Balletmeister und
 Weiber in dem Wahn unterhalten, daß er der
 größte Held und Mann des Jahrhunderts sey,
 und ließ sich schon bei seinen lebendigen Ohren
 Ludwig den Großen schelten. Teutschland und
 Niederland waren sein Ziel und fühlten die
 Uebermacht seiner Hunderttausende. Seine
 ewigen Eroberungskriege, seine immer gerüstet-
 ten Heere zwangen die übrigen Staaten nach
 Verhältniß gegenan zu rüsten. Ludwig ward
 alt genug, das Elend noch mit anzusehen, was

er über seine Nation gebracht hatte, aber die Folgen seines Ehrgeizes blieben.

Von dieser Zeit datirt sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker. Soldat und Bürger stehen seitdem in den meisten europäischen Ländern als zwei einander ganz fremde Dinge, in manchen sogar als Feinde einander gegenüber. Wer nicht Soldat ist, hat hinfort mit der Ehre und dem Gebrauch von Wehr und Waffen nichts zu thun noch mit kriegerischen Uebungen, wie es im Mittelalter jedes freien Mannes Ehre und Recht war. So sind die Uebungen der Männlichkeit, und mit ihnen ist auch ihr Sinn ausgestorben und ehrlose Sklavenseigheit ist bei den Unbewaffneten sogar durch Gesetze privilegiert worden. Am meisten aber hat die Noth die Völker erniedrigt. Die Unterhaltung dieser unzähligen Heere, die Kriege, die mit ihnen ewig und durch die Menge der Menschen zerstörender geworden sind, haben zuerst den adamitischen Fluch recht zur Wirklichkeit gebracht: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Der liebe Gott hat

te es leidlich genug mit den Menschen gemacht, und ihnen eine immer noch fruchtbare und schöne Erde hinterlassen. Aber die Schläger sind die Herren der Welt geworden, jetzt erst beherrscht das Schwerdt den Pflug, und was die Menschen in Freude und Lust für ihre Arbeit genießen könnten, was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft reich verwandt werden könnte, wie in einigen Epochen des Mittelalters, geht alles in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. So ist den Menschen die Kraft genommen und mit aller Arbeit erringen sie nur einen kümmerlichen Genuß. Fröhliche Gemüthlichkeit, genialische Gemächlichkeit, menschliche Gastlichkeit fehlen von Tage zu Tage mehr. Jetzt erst wird die uralte Klage recht wahr, daß die Welt nach Brod geht. Ja, so weit sind wir, daß die meisten selbst mitten in der Arbeit noch nach Brod schreien. Feigheit und Geiz, die engbrüstigsten Ungeheuer, umfassen alles mit ihren Krallen. Woher soll das Schöne und Große kommen!

Bei einer so gänzlichen Verwandlung der Welt im Guten und im Bösen steht doch noch so vieles von dem Alten und wehrt sich hartnäckig mitzustürzen, und vermehrt die Verwirrung und das Unglück. Noch immer hält sich der Feudalismus, der lange veraltet ist und im Mittelalter hie und da nur eine zufällig gute Seite hatte. Jetzt ist er nicht nur ganz unbrauchbar, sondern der Bildung und den Anstrengungen der Zeit so ganz entgegen, daß ich ihn nur mit Abscheu denke. Durch ihn ist die halbe europäische Erde noch bis jetzt eine Wüste und manche Nation einem Barbarenvolke gleich, welche, von ihren Ketten gelöst, unter den großen und glücklichen seyn würde. Dieser und mehrere andere Alterthümer drücken gegen über drücken gar nieder.

Was gesprochen ist, schildert schon die Zeitgenossen, auch das Folgende wird sie schildern, denn wenn diese Uebersicht der Dinge gut ist, so muß sie Eines Geistes und Einer Deutung seyn. Ich komme nun zu den Zeitgenossen selbst, und meine nicht bloß die großen und laus

ten Spieler und Lärmer auf der Weltbühne, sondern den größeren Schwarm, welcher dem Spiel mit zusieht und endlich allein bezahlt. Es giebt allerdings große Begebenheiten, die wie eine lange Zeit, große Menschen, die wie ein ganzes Volk aussehen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß das Gemeine das Größte und Bedeutendste in der Welt ist. Wie dies Gemeine und Niedrige es hier unten treibt, in demselben Sinn treiben es die Ungemeinen und Hohen dort oben, die sich gar nichts darauf einzubilden haben, daß sie so hoch stehen; denn der Abstand zwischen den beiden ist doch nie so lang, als von dem Kopf zu den Füßen, denn diese stehen nur auf ihren Schultern. Was dieser große Haufe treibt und wohin er will, das treiben und wollen am Ende auch die droben nur, obgleich sie mit dickeren Backen in die Posaunen stoßen und mit stolzeren Schritten den Boden stampfen. Möchten doch alle Menschen so denken wie ich und oft das Gemeine betrachten, um ihr Bild zu erblicken! Sie würden wohl in sich gehen und sich schämen, daß es so häßlich ist, noch öfter sich schämen,

daß sie es wohl gar so häßlich gemacht haben. Sie würden aber von diesem Gemeinen, was sie gnädig Volk, gerecht Pöbel nennen, noch gar viel Bestand und Güte holen können, wenn es ihnen anders um solche gemeine Dinge zu thun ist.

Der große Text der folgenden Worte ist Brod, Brod. Darnach läuft und schreit die Menge. Sie hat es von jeher gethan, wie ich vorher sagte, aber nicht mit solcher Angst und nicht mit solcher wahren Angst. So erstiegen die Menschen in Noth und Schwachheit und die Furcht jagt sie in den Geiß hinein, aus welchem keine Erlösung ist. Unter der Arbeit stöhnt die Mehrzahl der Menschen, den Genuß, welchen sie haben sollte, nimmt der Staat für seine Bedürfnisse. Genuß und Freude hat die Natur allen Lebendigen verheißen und sie müssen darnach streben, sollten sie die Lust auch von Galgen und Rad herabstehlen. Weil die Kräfte überspannt sind, weil die Staatsmaschine, welche die Menschen umtreibt, sie wie Mühlenpferde mit verbundenen Augen rundlaufen läßt, weil sie bei der neuen Ordnung in Aus-

nahmen und Vorrechten so viele alte Ungleichheit und Ungerechtigkeit sehen, so hat sich ein schlauer und spitzbüblicher Sklavensinn bei ihnen angefest, der, wo er durch das Gesetz kann, allenthalben durchdringt und wie ein Dieb wieder stiehlt, was er als ein ehrlicher Mann gab. Es ist wenig Redlichkeit zwischen den Bürgern und dem Staat; zu welcher Entwürdigung dies führt, ist begreiflich. So im gemeinen Diebsinn genießen die meisten Menschen jetzt das Leben und seine Güter, ohne das Gefühl, daß, was einer hat, allen gehöre und alle es mitgenießen sollten. Weil sie dabei immer noch fühlen müssen, daß ihnen bei aller Arbeit doch kein Menschengenuss kommt, sondern nur wie des Tigers, der seinen Magen voll hat, so haben sie eben keinen freudigen Arbeitssinn, sondern die meisten sind faul, gehen wie Sklaven darum hin und bürden sie gern andern auf, suchen aber destomehr zu genießen: die schlimmste Erscheinung der entarteten Menschheit.

Menscheninn ist hierin nicht, ja selbst der Bürgerinn ist hierbei unmöglich. Wo gemeins

schaftliche Freude und Genuß die Menschenge-
 fellschaft nicht mehr verbindet, da wächst nichts
 aus dem Innern wie Eine Blüthe des Stres-
 bens und Wollens hervor, sondern alles geht
 nach außen. Je weiter nach außen, desto wei-
 ter zum Nichts. Entbehrung und Armuth
 haßt dies Geschlecht wie die Pest, und wie die
 Dinge stehen, ist es die schlimmste Pest von
 allen. Wo die Kraft nicht mehr bedeutend wer-
 den kann unter lauter Schwächlingen und Ge-
 findel, da macht man vergängliche Popanze für
 ewige Werke und für menschliche Thaten, die
 auch ewig sind. Die Angst vor dem Tode,
 wo kein Leben ist, vor dem Hunger, wo Ar-
 muth und Schande fast gleichbedeutend werden,
 quält sich selbst für die künftigen Geschlechter.
 Gold wird gesammelt, oft gestohlen von dem
 Bürger und vom Staat. Tugend steht nach
 Gold, reich und vornehm seyn ist edler, als
 tapfer und gütig seyn. Ist der Bauer ein
 Bürger, der Bürger ein Edelmann, der Edela-
 mann ein Graf geworden — das sind die Hö-
 hen, die diese Menschheit erklimmen kann, das
 ist ihr edelstes Streben — alles hin zum Aris-
 tof

Stokratismus, zur Verachtung der Menschheit, zu dem leeren, hohlen Nichts. Besser seyn kann auch nicht, was man Humanität der Gesellschaft nennt, worauf die jehige Zeit sich sogar etwas einbildet — Verleugnung der Wahrheit, der Menschentugenden, Entsagung der Kraft und Würde, damit alle Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ja ungestoßen durchgehe; immer das kahle Bewußtseyn gegenwärtig, daß man etwas Eignes ist und vorstellt, nie das größte natürliche, daß man ist.

Und die Geselligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Saumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist, als ein flaches, frohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Nengsten und kleinen Absichten kommen

sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange todt und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist. Nichts charakterisirt die völlige Absterbung des Naturtriebes und der Selbstkraft besser, als die Jugend. Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden? Da ist alles Frische und Muthige stumm, was sonst kühn hervorbrach im Guten und Bösen. Eine Zucht schon bei Knaben, welche die wahre Unzucht ist, weil die schwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt stirbt. Die Jünglinge bei aller Quecksilbrigkeit der Zungen und Füße, verkümmerte Greise mit zwanzig, vier und zwanzig Jahren. Es ist ein entsetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden ist. Kann man dem Menschen nicht ansehen, daß er ewige Jugend bewahrt, so muß man ihm doch ansehen können, daß er älter werden kann. Diese sind schon alt geböhren.

Was die Geizigen als Bildung und Humanität in der Gesellschaft an sich rühmen, das rühmen sie wohl als Stille und Zucht im Staa-

te, und schelten die Generation vor ihnen barbarisch. Auch hier ist nichts Braves. Ohne Widerstand, ohne verständige Worte der Freiheit und Männlichkeit, die selbst zu Fürstenohren dringen würden, tragen sie demüthig mit Eselsgeduld und schleppen sich verdrossen und brummend weiter. Aber ist der Wächter nicht da, wo bleiben die Säcke? Dies Geschlecht gehorcht nicht aus Gehorsam gegen Gesetze, denn da muß man ein Gesetz achten, es gehorcht nur, so lange es muß. Feig und schelmisch aber umschleicht es sie, wo es kann und wohin die Strafe nicht reicht.

Weil kein edler Trieb, kein kühner Sinn durch die Brust geht, so fehlt es den Trieben an Haltung, und Eitelkeit, das Kind des Mangels, ist die Herrin des armen Lebens. Sie liebt den Wechsel, den Gefellen des Nichtigen. Nie hat daher die Mode geherrscht wie jetzt; schneller und vorübergehender, je ärmer wir werden. Wie staune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meiner Erinnerung zurückdenke! Was damals im Schritt ging, geht jetzt im Galopp. Geht von den Flittern eurer

Schuhe, von den Titusköpfen eurer Stücker und den Müssen eurer Damen bis zu den Konstitutionen und Schlachten der letzten Jahre und ihr versteht mich.

So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Fantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sklav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine winnmernde Eitelkeit wieder spiegelt.

Und die Kunst, sie spielt ja mit den Bildern des Ewigen und Unvergänglichen, was sollte sie unter diesen Gesellen machen? Das

Schwächliche und Unzüchtige, was ihr nie angehörte, was man mit ihrem heiligen Namen nennt, das bedeutungslose Spiel mit den nichtigen Ephemeren und Götzen der Mode, der leere Klang des Augenblicks — das meint man für sie. Ihr Sinn ist unwiderbringlich unter dem Volke verloren. Es ist wunderbar, wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt, alles Frische verdorrt hat. In meiner Kindheit da wandelte noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Märchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringste spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben; er ist ja klug und arm geworden wie die Vornehmen. Was von Kunst da ist, steht dieser Welt fremd und ist wie aus andern Welten und Zeiten. Ich sprach oben bei den Dichtern davon. Das Herrliche, was ja noch da ist, vergeht in der Blüthe ohne Freude und

steht früh, weil es nicht mit den Lebendigen leben kann. Mich dünkt, man fühlt dies bei nichts mehr als bei der Musik. Sie ist der rechte Klang und also auch wohl die rechte Kunst der Menschenseele, und sie sollte also wohl nie anders werden können, als sie gewesen ist, wenn sie anders je recht war. Wie lieb und fromm klingen uns die alten Weisen und Lieder! wie gemüthlich und freundlich verwandt gehen sie zum Herzen und geben so viel zu sinnem und zu träumen! Aber hört das Neue. Haben die Menschen keine Ohren mehr oder konnte selbst diese Kunst überkünstlich werden?

Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Ständigkeit und Beständigkeit in ihr. Ei, spricht man, was du alles weißt. Ist denn nicht Muth genug unter den Menschen, nicht Verachtung des Todes genug? und du sprichst von Lebensangst. Ich weiß, wohin man will. Aber ich sehe nur Muth hie und da in Schlachten und eben auch nicht zuviel. Der Krieg aber ist nur einer Krank-

heit gleich, einer Wuth der menschlichen Natur, und nicht gern möchte ich das ganze Geschlecht darnach richten lassen. Muth heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und That ohne den Rückblick auf Gold und Ruhm. Das sind andere Kämpfe und edlere, als die unter Trommeln und Pfeifen und vor Kanonenschlünden. Manche hat die Zeit sterben sehen, wie sie meinte, für edle Dinge, nicht ich. Die Menschen sind wie Missethäter oder Narren zum Schafott gegangen, nicht wie Menschen. Als Verauschte und Wahnsinnige sprachen sie im Schall prunkender Worte, was die Mannsthat nicht zu sprechen bedarf.

Auch nenne man mir nicht den Enthusiasmus der Zeitgenossen. Ich werde unten bei den Franzosen mehr davon sagen. Auf Pfützen werfen sich am ersten Blasen auf, aber die tiefen Ströme gehen ruhiger. Winde wehen und lassen keine Spur, wilde Bergwasser brausen und zerstören nur. Wo die Menschenkraft wirkt, will ich Schöpfung sehen, denn zum Erschaffen und Bilden ist der Mensch auf Erden. Was

Hat eure Schwärmerci gethan, gewollt, wo ist
 sie geblieben? was thut, was will sie noch?
 Wo sie Verwilderung und Knechtschaft bringt,
 da war sie eine Schwäche, eine Krankheit, die
 mit dem Tode endigt. So sind alle Neußerun-
 gen der Zeitgenossen, die edleren Aufwallungen
 gleich sehen. Es sind krampfhafte, ungesunde
 Zuckungen, welche die Unnatur und Ueberspan-
 nung verrathen. Man sollte nach manchen Zei-
 chen glauben, kein Zeitalter habe mehr Religion
 gehabt, als dieses. Aber weil man sie nicht
 mehr hat, weil man mit der Ohnmacht nicht
 mehr zu dem hohen Himmel der Idee reichen
 kann, und für das heilige Gefühl und den still-
 ten Dienst der Natur zu klug und zu schlecht ist,
 macht man sich Fantome, die man anstarrt,
 äfft sich mit Selbstbetrug und wird nicht weiser
 noch glücklicher, als man beim Ausgang war.
 Wie viele Mysterien und geheime Gesellschaf-
 ten! welche Gaukelei mit Wortklängen und my-
 stischen Empfindungen! welche Arbeit, den Leu-
 ten einzubilden, man sey heiliger und einge-
 weiheter, als sie! Was soll man glauben?
 Nichts, denn nichts Göttliches wird daraus ge-

bohren. Der Trieb nach solchen Dingen beweist das Bedürfniß, das leere Spiel mit dem Heiligen die Wüstenerei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenossen im Wahn, doch unten am Boden hält der Instinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann, als alle Lüge, das Wankende noch zusammen.